

satz postkolonialer Leseweisen auf die Organverpflanzung, sondern auch Ausblicke auf biopolitische Aspekte wie die dystopisch akzentuierte Unterordnung des normierten, regulierten Individuums unter gesamtgesellschaftliche oder politische Leitkonzepte. Das transplantierte Organ dabei als (überlebens-)notwendigen Eindringling zu erkennen, ist hier eindeutig eine wesentliche Neuerung in der Diskussion. Auf den Abschnitt zu durch Transplantation bedingten, neu zu wählenden Verwandtschaftsverhältnissen (S. 221ff.), die mit einer Parallelgeschichte von Körper- und Sozialrelationen oder dem Spannungsverhältnis aus Gabe und Gegengabe verbunden sind, folgt schließlich die Überführung der Transplantationsstrategien in die Beschreibung verpflanzungsorientierter Poetiken (S. 313ff.), die nicht auf die Harmonisierung der einverlebten Elemente hinarbeiten, sondern auf eine Herausstellung des (vermeintlich) Unpassenden.

Die Vielzahl der von Krüger-Fürhoff berücksichtigten Beispiele, die zum überwiegenden Teil aus dem 20. und frühen 21. Jahrhundert stammen, werden sowohl unter formalästhetischen als auch unter inhaltlichen Aspekten beleuchtet. Die Unterschiedlichkeit der künstlerischen Arbeiten muss dabei als großer Vorzug der Studie gelten, finden sich hier H.H. Ewers, Maurice Renard oder Michael Bay ebenso berücksichtigt wie Kazuo Ishiguro, Jean-Luc Nancy und Claire Denis. Verbindende Elemente des Samples, das leider ohne die einschlägigen Filme von David Cronenberg auskommt, lassen sich in mehrfacher Hinsicht finden: So fokussiert Krüger-Fürhoff auf die Perspektive des Empfangenden, die in den jeweiligen Werken mit literarischen bzw. filmischen Mitteln ergänzt wird, eben um die individuelle Erfahrung der Transplantation nachvollziehbar zu machen. Hier ist neben dem Ausspielen medien-spezifischer Möglichkeiten bemerkenswert, dass Problematisierungen des Thematisierten die Dominanz experimenteller ästhetischer Herangehensweisen mit sich bringen, die medial gestützte Akzeptanz der Transplantation sich nicht selten auf vertraute Erzählmechanismen und etablierten ikonographischen Traditionen stützt. Ein weiteres, die Beispiele verbindendes Element ist die Betonung problematischer Fälle oder Überlebensgeschichten, aus der die Autorin eine Form von diskursiver Prädisposition für künstlerische Verhandlungen des Themas und die daran gekoppelte Auseinandersetzung mit physischen wie psychischen Verfasstheiten ableitet. Innerhalb der

Fachdiskussion vollzieht sie hier darüberhinaus eine kritische Gegenbewegung zu Bernd Kathans wirkmächtiger literatur- bzw. medienwissenschaftlich orientierten Studie *Das indiskrete Organ* und der darin vertretenen Ansicht, dass dem eigentlichen Transplantationsübertrag bereits eine symbolische Einverleibung durch den Empfänger vorausgehen würde. Die Präsenz der „Fleischlichkeit“ (S. 33) ist ein weiterer, die Beispiele verknüpfender Aspekt. Der technikgetriebene Cyborg-Diskurs tritt in den verhandelten Werken und den darin antizipierten Folgen hinter den Faktor der Natur bzw. der Natürlichkeit zurück. Insbesondere dieser Umstand hätte die Einbindung von weiteren zentralen Texten – so wird Michel Serres nur am Rande erwähnt, Alison Landsbergs Arbeit über *prosthetic memory* fehlt gänzlich – zumindest ermöglicht, wenn nicht gar wünschenswert gemacht. Unabhängig von diesen Details überzeugt Krüger-Fürhoff mit stimmiger Argumentation und anschaulicher Darstellung, ihre Untersuchung füllt eine Forschungslücke und provoziert – nicht zuletzt mit der eher aufgeworfenen denn beantworteten Frage nach der Übertragbarkeit verpflanzungsorientierter Muster auf literarische Strategien und Poetiken – im besten Sinne eine weitere Auseinandersetzung mit dem Thema der Transplantation. Die festgestellte Uneinheitlichkeit der literarischen und filmischen Positionen, die keineswegs ein Verschwinden der individuellen wie auch gesamtgesellschaftlichen Ängste als vielmehr deren Wiederkehr in veränderter Form belegen, lässt begreifen, wie sehr diese fruchtbare Auseinandersetzung auch ein Ringen um die sogenannte Normalität abbildet.

Thomas Ballhausen, Wien

BOURDIEU PIERRE: *Über den Staat. Vorlesungen am Collège de France 1989–1992*. Berlin, Suhrkamp Verlag, 2014, 724 Seiten.

Soeben sind Pierre Bourdieus Vorlesungen am Collège de France aus den Jahren 1989–1992 mit dem Titel *Sur L'État/Über den Staat* bei Suhrkamp auf Deutsch erschienen. Dabei ist vor allem bemerkenswert, dass in der deutschsprachigen Bourdieu-Literatur bisher keine Übersetzung vorliegt, die den großen französischen Meistersozologen so nahe an der konkreten Unterrichtspraxis und mithin als hervorragenden Didaktiker zeigt. Dies hat den eminenten Vorteil, dass die Kom-

plexität seiner Theoriebildung durch zahlreiche Verweise sehr präzise auf den Punkt gebracht wird. Die allgemeine Argumentationsstrategie Bourdieus in *Über den Staat* besteht darin, den Staat nicht nur als Polizei- und Repressionsapparat zu begreifen, sondern mit seinen luziden Ausführungen den Nachweis anzutreten, dass vor allem der Sozial- und Wohlfahrtsstaat – im Rahmen des „goldenen Zeitalters“, als welches Eric Hobsbawm die Zeit zwischen 1945 und 1989 bezeichnete – ein Instrument der Befreiung und Emanzipation dargestellt hat und also auch wieder darstellen könnte. *Über den Staat* stellt sich daher politisch auf höchstem soziologischem Niveau der Zerstörung von Sozialstaat und Öffentlichkeit entgegen und ist dahingehend nach wie vor von eminenter Aktualität. Denn es ist der Staat, der durch seine symbolische und materielle Existenz hindurch den BürgerInnen Identität verleiht, von der ausgehend sie (ganz gegen die reine Repressionsfunktion des Staates) auch im Sinne zivilen Ungehorsams als Staat Widerstand leisten können.

Die zentrale Frage von Bourdieus Staats- und damit Herrschaftstheorie besteht demgemäß darin, wieso der (staatlichen) Ordnung und der Herrschaft historisch und gegenwärtig so oft gehorcht wurde und wird. Daher stehen die Begriffe symbolische Macht, symbolisches Kapital und symbolische Gewalt im Zentrum seines Erkenntnisinteresses. Der Staat ist in Erweiterung von Max Webers Definition des „Monopols der legitimen Gewalt“ nach Bourdieu vor allem „durch den Besitz des Monopols der legitimen physischen und symbolischen Gewalt definiert“ (S. 18). In diesem Sinne zeichnet Bourdieu auf breiter Ebene den historischen Prozess nach, durch den am Beginn der Neuzeit der Staat vor allem von Juristinnen konstruiert wurde und im Sinne einer ursprünglichen Akkumulation von symbolischem Kapital mehr und mehr zu einer institutionellen Zentralbank wurde, in der Zeichengelder von AkteurInnen sozioökonomisch gebunden werden, um – auch diskursökonomisch – zu zirkulieren. Insofern stellt der Staat nach Bourdieu als symbolische Aktivität eine Konstruktion und „Erfindung unter strukturem Zwang“ (S. 245) dar, da er sich den AkteurInnen (u. a. PolitikerInnen, JuristInnen, Beamten oder auch HistorikerInnen) genauso auferlegt, wie sie ihn selbst perpetuieren.

Phänomene der Herrschaft, der Gewalt und der Unterdrückung werden also durchwegs im Sinne

eines verdoppelten Materialismus analysiert, der objektive Strukturen ebenso im Blick behält wie die Materialität des Symbolischen bzw. Diskursiven. Deshalb ist der Staat ein „Prinzip der öffentlichen Ordnung, nicht nur im Sinne seiner evidenten physischen Formen, sondern auch seiner unbewussten, scheinbar ganz und gar evidenten symbolischen Formen“ (S. 29). Entscheidend ist dabei, dass der Staat als ein äußerst komplexes und relationales Feld begriffen wird, indem Akteure über ihren Habitus und ihre (Diskurs-) Praktiken Staatlichkeit und Öffentlichkeit historisch produziert haben und daher auch aktuell reproduzieren. Insofern ist der Staat nichts, als eine „wohlbegründete Illusion“, die jedoch „vom Konsens kollektiv als gültig bestätigt“ ist (S. 30-31). Dabei zieht Bourdieu ganz im Sinne seines *Homo Academicus* (Bourdieu 1992) auch das Bildungssystem wiederholt heran, um die Mechanismen und Automatismen des Staates angesichts der Reproduktion sozialer Unterschiede zu erläutern. Die für Bourdieu konstitutive Selbstreflexivität im Bildungssystem und seine Analyse professoraler Kategorienbildung kann so durch seine Staatstheorie gestützt und ausgebaut werden.

Bourdieu nimmt in der Folge auch das „Staatstheater“ der Repräsentation anhand einer (historischen) Analyse des Königtums unter die Lupe. Im Sinne einer soziologischen Aufklärung fragt Bourdieu dabei auch nach dem, was in den Hinterzimmern des Staates geschieht und analysiert dabei luzide die Ungleichgewichte, die der Staat (und mit ihm die Politik) sozial und ökonomisch reproduziert. Dabei ersetzt Bourdieu auch die Opposition Staat/bürgerliche Gesellschaft durch den „Zugang zu den kollektiven, öffentlichen, materiellen und symbolischen Ressourcen“ (S. 77) und entwickelt so eine eigene Theorie der Institutionen, die er als „organisiertes, automatisiertes Vertrauen“ (S. 78) begreift. So ist ihm etwa das Parlament „der Inbegriff einer staatlichen Erfindung: Es ist der Ort der legitimen Politik, der Ort, an dem sich eine legitime Weise etabliert, die Konflikte zwischen den Gruppen und Interessen zu formulieren und zu regeln“ (S. 255). Dabei trägt der Staat ein „rational-bürokratisches Informationskapital“ (S. 39) und ist selbst ein „ökonomisches und symbolisches Kräfteverhältnis“ (S. 40), ein „komplexer Raum mit Teilungen“ (S. 45) und damit eben ein Feld.

Mit immenser Meisterschaft diskutiert Bourdieu dabei die entscheidenden Staatstheoretiker der

modernen Sozialwissenschaften: Perry Anderson, Ernst H. Kantorowicz, Shmuel Noah Eisenstadt, Barrington Moore, Norbert Elias, Immanuel Wallerstein, Karl Polanyi, Charles Tilly oder Philip Corrigan und Derek Sayer. Im Sinne produktiver Synthesen verknüpft Bourdieu deren Ansätze und integriert sie kritisch in sein eigenes Theoriegebäude. Parallel dazu verbindet Bourdieu die gesamte Staatstheorie diskursanalytisch mit soziolinguistischen Reflexionen über performative Sätze, da auch der Staat (gerade ob seiner symbolischen Qualität) immer von Akteuren performiert werden muss, um im konstruktivistischen Sinne überhaupt Existenz und Realität zu erlangen. Bourdieu schlägt deshalb eine Diskursanalyse vor, welche – ganz ähnlich wie in Foucaults Ordnung des Diskurses (Foucault 1991) – die gesellschaftlichen Produktionsbedingungen des Symbolisch-Diskursiven immer mitberücksichtigt. Im Sinne eines strukturalen Konstruktivismus verbindet Bourdieu dabei äußerst produktiv die Ansätze des Neokantianismus (u.a. Cassirer) mit jenen des Strukturalismus (u.a. Dumézil). Bourdieus strukturelle Grundschulung zeigt sich auch, wenn er das Problemfeld des Staates immer wieder mit binären Oppositionen wie Öffentlich/Privat, Innen/Außen, Weiblich/Männlich, Natur/Kultur, Esoterisch/Exoterisch, Absolutismus/Perspektivismus oder Freiheit/Notwendigkeit konfrontiert und umkreist. Methodisch betont Bourdieu dabei nachdrücklich, dass seine Historische Soziologie sich direkt auf die Historische Epistemologie Bachelards bezieht, nach der ein besonderer Fall immer als Sonderfall möglicher Fälle verstanden werden muss.

Der didaktische Charakter dieser Vorlesungen hat nicht nur den Vorteil, dass sich die Bourdieusche Staatstheorie beim Lesen Schritt für Schritt entfächert, sondern bietet auch die Möglichkeit, sich erneut mit Klassikern der Sozialwissenschaften (Marx, Weber, Durkheim, Halbwachs, E. P. Thompson, Elias, Gramsci, Althusser, Habermas u. a.) auseinanderzusetzen. Dabei sind es vor allem drei soziologische Konzepte auf die Bourdieu zurückgreift: „Marx und die Analyse der ursprünglichen Akkumulation, Durkheim und die Teilung der sozialen Arbeit, Weber und seine Be-

schreibung der Genese der modernen Gesellschaften als Rationalisierungsprozeß.“ (S. 136). Dabei wirft Bourdieu der auf Marx zurückgehenden Theorie der „Staatsapparate“ vor, zwar bestimmte Funktionen und Mechanismen des Staates (Repression, Unterdrückung, Herrschaft etc.) richtig zu begreifen, aber gleichsam die aktive (und akteurbezogene) Produktivität der Staatsmacht zu unterschlagen. Insofern wäre es durchaus interessant, in kritischer Absicht zu diskutieren, welche Rolle marxistische Begriffe wie „Produktionsbedingung“, „Produktionsmittel“, „Produktionsfelder“, „Ideologie(n)“ oder „Fetischisierung“ im Diskurs Bourdieus spielen. Wurde doch auch jüngst in der Sekundärliteratur von Peter Streckeisen nahegelegt, dass Bourdieu wahrscheinlich marxistischer ist, als er es sich selbst eingestehen konnte (vgl. Streckeisen 2014).

Allein durch die breiten Bezüge zur Forschungsliteratur ist Bourdieus *Über den Staat* also eine unermessliche Fundgrube für all jene, die nach den Funktionsweisen, Mechanismen und Automatismen des Staates und damit der (staatlichen) Institutionen und Bürokratien fragen. Insgesamt kann die intensive Lektüre von Bourdieus *Über den Staat* sowohl wissenschaftlich als auch politisch nur nachdrücklich empfohlen werden. Das meisterhafte interdisziplinäre Jonglieren mit den Archiven der Philosophie, der Geschichte, der Ethnologie oder Soziologie macht dabei nicht nur ein hochgradig relationales Verständnis des Staates lesbar, sondern ist gerade ob des didaktischen Charakters von Bourdieus Vorträgen eine Pflichtlektüre für alle, die an einer kultursoziologischen Erfassung der sozialen Wirklichkeit auf höchstem Niveau interessiert sind.

Bibliographie:

- Bourdieu, P. (1992). *Homo Academicus*. Frankfurt am Main.
- Foucault, M. (1991). *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt/Main.
- Streckeisen, P. (2014). *Soziologische Kapitaltheorie*. Marx, Bourdieu und der ökonomische Imperialismus. Bielefeld.

Alessandro Barberi, Wien